Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 27 (1937)

Heft: 4

Artikel: Jorinde, die Siebzehnjährige [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633965

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 24.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 4 - 27. Jahrgang Verlag: Berner Woche, Bern 23. Januar 1937

Gebet

Ertrage du's, laß schneiden dir
den Schmerz
scharf durchs Gehirn und wühlen
hart durchs Herz —
das ist der Pflug, nach dem der
Sämann sät,
daß aus der Erde Wunden
Korn entsteht.

Korn, das der armen Seele
Hunger stillt
mit Korn, o Vater, segne
mein Gefild:
Reiß deinen Pflug erbarmungslos
den Pfad,
doch wirf auch ein in seine Furchen Saat!

Ferd. Avenarius.

JORINDE, die Siebzehnjährige

Roman von LISA WENGER

4

„Wer wünscht noch ein Los? Wer will das Bild kaufen, das Werk eines Genies, eines Künders des Kommenden in der Kunst?" Man kaufte die Lose in Menge. Man prüfte seine Zettelchen und schnitt der Null eine unhöfliche Grimasse. Am Antlitz des Vaters, halb kummervoll, halb humoristisch bewegt, merkte man endlich, daß er der Gewinner war. So spielt das Schicksal.

„Ahasver", sagte er, als er das Bild von der Staffelei nahm.

Der Korb mit den Pralinés und den Versen Perkeos war im Nu geleert, und manch Fränklein hatte sich unter die Zwanzigrappenstücke gemischt. Lachen und Geschrei und Rufen und Musik wirbelten über den Garten. Das rosenbehangene Gartenhaus war umlagert. Die Wahrsagerin waltete darin ihres Amtes. Der Akazienbaum duftete, und der Jasmin sandte seinen betäubenden Wohlgeruch weit in die Wiesen hinaus, und unter seinem Einfluß entstand der mystische Wunsch nach Erkenntnis. Jedes wollte seine Zukunft kennen und folgte dem Ruf des bimmelnden Glöckleins, der roten Laterne mit dem drohenden Drachen, und dem Ausrufer.

„Herbei, herbei, ihr, die ihr euch vor der Zukunft nicht fürchtet! Wer vertraut sich den Sternen an? Wer will durch Wissen im Kampf ums Dasein unterstützt werden? Herbei, herbei." Schwarz wimmelt es um das Gartenhaus.

„Du", sagte die Zigeunerin zu einem Studenten mit dickem Gesicht, „du wirst dir einst selbst im Wege stehen. Weiche aus, kehre um, und du findest den geraden Weg hinter dir." Ein anderer kam an die Reihe.

„Du Mensch ohne Vertrauen, wirst lernen müssen, dich zu unterziehen und wirst endlich sehr geschickt werden im Gehorchen. Du wirst verlernen befehlen zu können." Verblüfft ging der junge Mensch davon. Gehorchenmüssen gefiel ihm nicht.

„Du aber", sagte die Zigeunerin zu einem großen, breitschulterigen Manne, „du wirst dich wehren gegen das, was dein Glück wäre, und wirst es verjagen. Bedenke, daß nicht du es leitest, sondern, daß du geführt wirst. Wehrst du dich, so stichst du dich."

„Herzchen", sagte sie zu einem jungen Mädchen, „dir gebührt es zu warten. Suche nicht, du findest doch nichts. Handle

nicht, es geht doch schief aus. Denke nicht; denn es ist nicht deines Amtes. Nimm die Hand, die sich dir bietet, und du wirst glücklich leben bis zum Tode."

„Ach", sagte die Kleine. „Das hätte ich nicht gedacht."

„Es ist für dich das Richtige, nichts zu denken." Man lachte leise.

„Nun komme ich an die Reihe", sagte Perkeo. „Geht alle hinaus. Ich erzähle euch nachher, ob sie schwindelt." Sie gingen, guckten aber zu den Fenstern herein.

„Claudia", flüsterte der Student. „Nun sprich im Ernst, du hast Intuition genug." Sie sah ihn an.

„Du", sagte sie, „liebst jemand sehr." Perkeo nickte.

„Und das Mädchen?" fragte er.

„Dir ist beschieden, auf Umwegen zum Ziel zu kommen. Erst muß ein Sturm über dich gehen, erst mußt du über ein großes Wasser der Trauer, vielleicht über ein richtiges Meer, dann erst findest du die Erfüllung deiner Wünsche."

„Wird das Mädchen mich haben wollen, kann sie mich lieben?"

„Oh, wenn du reich zurückkommst, warum nicht."

„Claudia!" schrie Perkeo, warf den Franken in die Schale und ging betrübt und zornig fort.

„Ja, sie versteht's", sagte er draußen zu den Harrenden. Und einer nach dem andern und eine nach der andern versuchte ihr Glück. Aber da kam jemand und holte die Wahrsagerin weg. Sie sah reizend aus in ihrem gelbrot gestreiften Kopftuch über den strahlenden Augen, mit den weiten gestickten Aermeln und den klirrenden Goldstücken an den Handgelenken. Man sah ihr gerne nach.

„Claudia", sagte der Vater, „da ist der Sohn meines Geschäftsfreundes, der zufällig heute hier vorbeireiste und uns freundlicherweise aufgesucht hat." Claudia wurde rot. Sie fand den Fremden gut aussehend. Er war hoch gewachsen und sah klug und unternehmend aus. Er gefiel ihr. Sie tanzten zusammen. Sie holten sich vom Glücksbaum eines der Geschenke herunter und gewannen alle beide hübsche Kleinigkeiten. Der hat Glück, dachten die jungen Männer, die alle Claudia reizend fanden. Er schien aber auch Glück zu haben mit dem, worüber er mit Claudia sprach. Der Sohn von Vaters Geschäftsfreund wußte sich beliebt zu machen, o gewiß. Er hatte Fühlhörner für das, was Claudia hören wollte. Perkeo saß irgendwo unter einem Baum und hatte von Zeit zu Zeit einen Wutanfall: Nun kommt der Kerl und verdirbt uns das Fest. Unter „uns" meinte er sich. Man sieht ihm ja den Windhund an, da braucht's keine Brille dazu. Und unsereiner sitzt da und hat sein Letztes versetzt, um ihr zu gefallen, und sie sieht einen kaum mehr. Basilius kam des Weges.

„Wie schmeckt's, der Witz von gestern zu sein?" fragte er. Schon hatte er einen Puff weg, der Perkeo Gelegenheit gab, seinen Zorn jemanden entgelten zu lassen. Sie überschütteten sich mit Bosheiten. Endlich raffte der Student sich auf und bat Claudia um einen Tanz, trotz des Widerstandes seines dreiundzwanzigjährigen Stolzes.

„Ach, weißt du", sagte Claudia harmlos, „dich habe ich ja alle Tage. Du bist wie das Brot, das verleidet einem nie; aber manchmal ißt man gerne Kuchen, der Abwechslung halber.

„Und ich", sagte der Student, „mir schmeckt das tägliche Brot immer wie Kuchen." Damit ging er. Aber er tanzte den ganzen Abend nicht. Der Fremde nahm Claudia ganz in Anspruch. Kaum nahm sie sich Zeit, ihre Pflicht als Wahrsagerin zu erfüllen. Die Kusine Eins machte ihr deshalb Grimassen.

„Weißt du", flüsterte Claudia, „es ist der Sohn eines Geschäftsfreundes von Papa. Ich muß mich ihm widmen."

„Schön! Aber mir gefällt er nicht."

„Aber mir", sagte Claudia. „Er ist sehr artig, und so höflich, und weiß viel . . ." Da kam das Mädchen, das oben Jorinde hütete, winkte Claudia, und sagte ihr, daß das Kind beständig weine, ganz rot aussehe, sich heiß anfühle und nicht schlafen könne. Den ganzen Tag sei sie so anders gewesen als sonst; aber man hätte das Fest nicht stören wollen. Jetzt aber sei es nötig geworden. Claudia wurde blaß vor Schreck. Ohne ein Wort zu erwidern, lief sie davon. Das Kind beruhigte sich, sobald es Claudia sah, ließ aber das Köpfchen hängen und hatte 39,4 Fieber. Claudia umwickelte seine Füßchen mit Essigwasser, machte Tee, ließ den Arzt rufen und lief eine halbe Stunde lang hin und her, das Kind im Arm, um es zu beruhigen. Masern, sagte der Arzt. Gott sei Dank, dachte Claudia. Sie hatte Scharlach gefürchtet. Sie schlief kaum. Sobald das Kind sich regte, fuhr sie aus ihrem Halbschlummer auf und hielt die Händchen der Kleinen, bis sie wieder einschlief. Alles mit einem Gefühl der Dankbarkeit, daß es ihr erspart geblieben, um das Leben des Kindes bangen zu müssen. Nach wenig Tagen war jede Gefahr vorüber, und die Pflege oder vielmehr die Geduld trat in die Fußstapfen der Sorge. Im verdunkelten Zimmer saß Claudia und hütete den Schlaf Jorindes. Die vernebelnden Sorgen waren gewichen, und ihre Gedanken wurden wieder frei und klar. Sie gingen zurück zu dem Festabend und ließen Festmusik und Lärm und Lachen lebendig werden. Claudia sah sich tanzen, lachen mit dem Fremden und empfand wiederum das Gefühl, das sie damals beherrscht: Als ginge eine Sonne auf. Als seien Himmel und Erde rosenrot gefärbt, als hange das Glück an allen Bäumen. Vielleicht wenn ich länger hätte unten bleiben können, würde ich ihm gefallen haben. Dies „vielleicht" ließ ihr keine Ruhe. Ihr fiel Perkeo ein und die übermütige Antwort, die sie ihm gegeben. Es tat ihr leid, denn Perkeo mochte sie sehr gerne; er war gewiß ebenso klug wie der Fremde, wußte gewiß ebensoviel wie er. Aber er war eben ihr Vetter, Mutter's Vetter; sie kannte ihn so lange schon. Und der andere schien ihr — sie fand sich nicht zurecht. Aber vielleicht, dachte sie weiter, wollte sich gerade an jenem Abend ihr Schicksal erfüllen? Vielleicht war ihr diese Begegnung mit dem Sohne des Freundes von Papa bestimmt. Gewiß hätte sie sich nie mit ihm gelangweilt. Mit Perkeo hatte sie sich schon gelangweilt; er kam ja jeden Tag im Vorbeigehen ins Haus, oder doch ein oder zwei Mal in der Woche. Manchmal lächelte Claudia über sich selbst, manchmal weinte sie ein paar Tränen. Wenn ich mein Glück verscherzt hätte, um Jorindes willen? Wenn aber Jorinde gestorben wäre . . . oh, lieber, tausendmal lieber das Kind behalten. Sie war so dankbar, daß Jorinde gesund wurde. Sie wußte ja nicht einmal sicher, ob der Fremde wirklich ihr Glück gewesen wäre. Kusine Eins klärte sie darüber auf.

„Sei du froh, Claudia", sagte sie ein wenig spöttisch, „daß du für diesen jungen Mann nicht mehr Zeit hattest. Weißt du, was er gesagt hat, als er hörte, du habest freiwillig „das Joch der Mütter" auf dich genommen? Es sei sehr unvorsichtig von dir gewesen; denn wer heirate ein junges Mädchen, das gleich ein Kind mit in die Ehe brnge? Wir sagten alle, daß, wer dich lieb habe, dich mit dem Kind lieb haben werde. Aber er zuckte die Achseln. Eine Last, ehe man recht angefangen."

„So, nun weiß ich Bescheid", sagte Claudia. „Danke. Beinahe wäre ich wegen dem Menschen ein wenig unglücklich gewesen."

„Beinahe schadet nichts", lachte Kusine Eins, gib du Jorinde einen Kuß und danke ihr für gnädige Hilfe." Das tat Claudia.

*

Hans Widmer – Bauern im Gespräch

Claudia und Perkeo saßen unter der Ulme. Er hatte heute wie alle Tage „schnell guten Tag gesagt". Jorinde konnte nun gehen und lief auf dem kurzgeschnittenen Gras einem roten Ball nach.

„Erinnerst du dich, Perkeo", fragte Claudia, „an den fremden Herrn, mit dem ich damals am Gartenfest tanzte?"

„Das will ich meinen. Du hast ihn mit verlockendem Kuchen verglichen, und mich mit dem alltäglichen Brot."

„Ja, so dumm war ich damals. Es ist lange her. Und weißt du, was der gesagt hat?"

„Ich weiß es nicht; aber ich ahne es."

„Er hat gesagt" . . . und Claudia erzählte. Da sprang Perkeo auf, holte Jorinde und hob sie hoch in die Höhe, daß sie jauchzte.

„Liebe, kleine Jorinde, das hast du gut gemacht! Ich danke dir!" Und als er das Kind wiederum auf festen Boden gestellt, fragte er: „Aber du, Claudia, hast wohl noch lange Heimweh nach dem . . . dem . . . Kerl gehabt?"

„Heimweh?" sagte Claudia verwundert. „Nach einem, den ich gar nicht kenne? Nach einem, der Jorinde eine Last nannte? Und der mich nicht einmal nach ihrem Namen gefragt hatte? Aber nach dir, Perkeo, wenn du fortgehst, nach dir werde ich Heimweh haben."

„Claudia", schrie Perkeo, „weißt du, was du sagst?"

„Oh ja, ich weiß es. Aber erst seit Jorindes Krankheit."

Da griff Perkeo abermals nach dem kleinen Ding, schwang es in der Luft herum und rief:

„Jetzt wirst du auch mein Geburtstagsgeschenk, gelt? Claudia! Sag' ja."

„Ja", sagte Claudia. „Selbstverständlich."

*

Es wird niemand leugnen wollen, daß es keine große Kunst ist, sich zu verloben. Schließlich kann das ein jeder, der will. Und sogar zum Heiraten braucht es bloß zwei, die dazu Lust haben.

Früher zur Zeit der Großmütter, und oft noch zur Zeit der Mütter, redeten die Eltern mit. Sie sagten ja oder nein, und im Verneinungsfalle suchte man durch Tränen, Bitten und erbärmliches Aussehen dazu zu bringen, daß sie ihre Ansicht über die Sache änderten. Sie schlossen dann die Tochter gerührt in die Arme und schüttelten dem Schwiegersohn die Hand.

Heute machen die jungen Leute das Verloben unter sich aus. Es ist jedem überlassen, dazu den Kopf zu schütteln, oder bejahend und zufrieden zu nicken.

„Es ist unsere Sache", sagen die Jungen mit Recht. „Wir tragen die Folgen."

„Und wir mit", sagen die Alten. Und haben auch recht.

„Gut, sie verloben sich, sie kommen und sagen: „Wir haben uns verlobt. Beim Skilaufen, beim Tanzen, beim Bergsteigen" — es gibt ja Gelegenheiten genug.

Wie gesagt, das alles ist nicht besonders schwer. Was aber wirklich keine Kleinigkeit ist, das ist das, was nach der Hochzeit kommt: Das Leben zu Zweien.

Ihr glaubt es nicht, was es braucht, um eine gute Ehe zu führen. Ihr lacht. Ihr denkt: Liebe kann alles! Wenn man noch etwas Geld hat, wenn der Mann tüchtig ist in seinem Beruf, wenn die Frau ebenfalls ihre Sache versteht, was soll denn da eigentlich schief gehen?

Ach, du liebe Zeit. Ihr denkt ja wie die Kinder, so harmlos und unwissend. Wißt ihr nichts von Zank und Streit? Von heftigen Vorwürfen, von ungerechten Beschuldigungen, vom berühmten „Letzten Wort", das jedes haben will? Wißt ihr nichts von Trotz, Eigensinn, Grobheit, Egoismus und Gehässigkeit? Von andern, noch schlimmeren Dingen gar nicht zu reden.

Jetzt werdet ihr ungeduldig, man merkt es. Ihr wollt wissen, wie die Geschichte weitergeht. Ihr wollt wissen, ob Perkeo und Claudia sich geheiratet, und wie es ihnen mit Jorinde ergangen ist.

Da könnt ihr ganz ruhig sein, es ist ihnen bisher sehr gut gegangen. Sie waren zwei Jahre verlobt und sind seit vier Jahren verheiratet und Jorinde ist ihre ganze Freude. Keines der Eltern denkt noch daran, daß sie bei Jorindes Geburt nicht dabei gewesen sind.

Perkeo hat eine gute und sichere Praxis — sein Vater hat sie ihm überlassen und übergeben (dem Glückspilz) — und er und sein Vater leiten zusammen ein kleines, aber ausgezeichnetes und sehr besuchtes Sanatorium. Von Brosamen im Sack ist also keine Rede mehr. Claudia aber ist die gleiche kluge,

tüchtige und reizende Frau, genau so, wie sie als Mädchen war. Etwas nachgiebiger ist sie geworden als früher, und das schadet gar nichts. Und sie hält Perkeo für den schönsten und besten Mann der Welt. Was er seiner Mutter von Claudia erzählt, ist fast übertrieben, findet Claudia selbst. Aber sie lacht dabei vor Freude.

Natürlich sind sie nicht immer einerlei Meinung. Das wäre tödlich langweilig. Sie verstehen es aber, zweierlei Ansichten zu haben, ohne dabei die Serviette auf den Tisch zu schmeißen, den Mund zuzukneifen und hinauszulaufen, oder drei Tage nicht miteinander zu sprechen.

Hört einmal, was denkt ihr denn von den Beiden? Die haben sich erstens zu lieb. Zweitens sind sie gut erzogen. Drittens haben sie es gelernt, sich in der Gewalt zu haben, und viertens ist Jorinde da. Vor Jorinde sich zanken? Das nehmen sie nicht auf ihr Gewissen.

Jorinde! Ja, von ihr wird nun etwas gesagt werden müssen. Da gehen die Jahre vorbei und verschwinden wieder, kommen und gehen wie Wolken hinter den Bergen, und so ein Kindchen nimmt Liebe und gibt Freude, ist winzig klein, wächst, wird groß, und ist plötzlich ein Mensch mit Willen und eigenem Schicksal geworden. Nun, wie waren Jorindes Schicksale gestaltet? Das zu fragen ist noch viel zu früh.

Als sie vier Jahre alt war, lief sie der Familie fort, und man suchte sie mit Angst und Tränen, die in den Straßenstaub fielen, bis sie in ihrem roten Mäntelchen und mit ihren blonden, zerzausten Löcklein wieder auftauchte.

Später war die Schule ihr Schicksal. Das Muß kam. Es kam das: Du sollst! Es kamen die Zeugnisse, es kam das Examen. Jorinde sollte auf Ostern in eine höhere Schule kommen. In Grammatik und andern Komplikationen fühlte sie sich nicht sattelfest. Blamieren wollte sie sich nicht. Was war da zu tun? Das war zu tun, daß sich die Zehnjährige aufmachte und ihren Lehrer aufsuchte. Auf seine freundliche Frage, was sie denn für ein Anliegen habe, bat sie vertrauensvoll, sie doch nicht die Dinge am Examen fragen zu wollen, die sie nicht wisse. Der Lehrer lachte und meinte, daß sie mit diesem Wunsch nicht allein stehe. Was sie denn nicht gefragt werden wolle? So in den Sachen vom Ablativ und Dativ, sagte Jo. Und was sie am besten könne? Gedichte sagen, erzählen. Und so sonderbar und freundlich waltete das Schicksal, daß die Ablativfragen genau eine Schülerin vor ihr eingestellt wurden und das Aufsagen von Gedichten begann. Da leistete nun Jo wirklich Beträchtliches, und Claudia, die in der ersten Reihe der Mütter saß, wurde mit Komplimenten überschüttet. Man riet ihr, Jo ausbilden zu lassen, es könne ein Beruf daraus werden, und die Kosten des Betriebes seien klein.

Die Tage flogen, die Wochen, die Monate, die Jahre. Jorinde verlor ihre runden Gliederchen und wurde mager, langbeinig, hübsch. Sie wurde ihren Jahren entsprechend trotzig, überheblich, und ihre Meinungen standen felsenfest. Mit unnachahmlicher Kopfbewegung wußte sie ihrem Vater — oft genug nannte sie ihn Perkeo — darzutun, daß heutzutage die Dinge eben anders beurteilt würden als damals in seiner Jugend.

„Wir sehen das anders an", sagte sie. Unter dem „Wir" verstand sie vor allem ihre Skifreunde und -freundinnen, ihre Schulkameraden und Altersgenossen. Alles in allem aber war sie ein köstlich kluges und ehrliches Geschöpf.

Daß Jorinde ein köstliches Geschöpf sei, fanden auch ihre Skifreunde. Sie wurde umschwärmt wie die Kirschblüten im Frühling. Und abends, wenn man nach den herrlichen Skifahrten tanzte, mußte man die Namen ihrer Tänzer mit Kreide auf den Tisch schreiben, sonst hätte es Krakehl gegeben. Sie habe Jungens viel lieber als Mädchen, sagte Jo ohne weiteres. Aus Mädchen mache sie sich nichts, sie sei ja selbst eines.

Aber eines Tages, im Winter darauf, waren auch ihre Freunde nicht mit ihr zufrieden. Sie unterstanden sich ihr vorzuwerfen, daß sie vom Leben und seinen Nöten nichts wisse. Sie habe es zu gut. Sie lebe wie der Vogel im Hanfsamen. Jawohl!

Jo war außer sich. Da sie vom Leben wirklich nichts wußte, konnte sie auch nicht wissen, daß die frechen Kerle recht hatten. Sie habe es zu gut? Wieso? Sie lerne, sie schinde sich ab mit der Schule und dem Gymnasium, sie tue, was sie solle, sie . . . Kurz, Jo schrie, daß sie nicht wisse, was den Buben eigentlich einfalle und daß sie, wenn sie wolle, sich ebensogut ihr Brot werde verdienen können wie sie alle, wenn sie älter sein werde und die Eltern es ihr erlauben würden. Sie werde in die weite Welt hinaus gehen und arbeiten. Wie, wisse sie noch nicht, es sei noch zu früh. Es erscholl ungläubiges Gelächter. Ob sie ihr nicht glaubten? Nein, sie glaubten ihr nicht. Gut, ich und leben wie ein Kanarienvogel? „Wenn ich nicht mehr so leben will, sagte Jo, so gebe ich's auf. Aber euch frage ich nicht." Jo war sehr böse.

„Und jetzt wird getanzt, und zwar tanze ich zuerst mit dir, du Kanarienvogel", sagte der Aelteste. Und so geschah es.

Fortsetzung folgt.

Spruch

An kranken Menschen weiß der Arzt Bescheid.
Wer aber wird die kranke Menschheit heilen?

*

38 Millionenstädte auf der Welt

Noch vor 50 Jahren konnte man die Anzahl der Millionenstädte der Erde an den Fingern einer Hand abzählen. Heute sind es ihrer schon 38, wahrscheinlich schon mehr, denn die Zusammenballung der Menschenmassen in Großstädten geht in einem unglaublich raschen Tempo vor sich. Wenn diese Wohnkonzentration mit der Beschleunigung der letzten zwei Jahrzehnte sich vollzöge, müßte in 50 Jahren die ganze Menschheit in Millionenstädten zu suchen sein. Zum Glück wirken dieser Entwicklung auch retardierende Kräfte entgegen. Doch seien hier zunächst die Gründe des Städtewachstums erwähnt.

Der wohl wichtigste Grund ist die fortschreitende Technisierung der Produktion und des Lebens überhaupt. Der Zwang zur Rationalisierung und Mechanisierung geht von unserem zinssuchenden Gelde aus. Das wendet sich vorab den Unternehmungen zu, die dem Kapital am meisten Profit in Aussicht stellen. Das ist dort der Fall, wo die teure Menschenarbeit weitestgehend durch billige Maschinenarbeit ersetzt ist. Die Technik kommt dieser Tendenz natürlich gerne entgegen, und sie erstellt dem Kapital jede gewünschte durchrationalisierte Fabrikanlage. Die Produktion wächst in dem Maße, wie sich die Maschinen vervollkomnen.

Große Fabrikzentren aber haben den Massenverbrauch für ihre Produkte zur Voraussetzung. Den garantiert am besten die Großstadt mit ihren Menschenmassen. Das mit der Industrie verbundene Kapital setzt alles daran, den Zustrom zur Großstadt zu fördern, weil dadurch die Profitrate der in den Produktionsapparat investierten Kapitalien vergrößert wird. Neues Geld wird durch die Gewinnchancen angezogen, neue Fabriken und Verkaufsgeschäfte entstehen, und diese locken wieder neue Siedler an. Die Folge wird zur Ursache und umgekehrt: die Schlange, die sich in den Schwanz beißt.